



KOMMENTAR

GRÄBEN, GNADE UND GUTDÜNKEN

Eine kritische Nachlese der Synode in Rom

Hand aufs Herz: Was haben wir von der Familiensynode in Rom erwartet? Eine Revolution? Eine Kehrtwende um 180 Grad? Einen Freibrief für jeden Lebensstil? Wer alles das auf der Rechnung hatte, muss enttäuscht sein. Das Abschlussdokument bleibt vage. Es spricht zwar offen die Herausforderungen in Ehe, Partnerschaft und Familie heutiger Prägung an, doch es vermeidet, sich jenseits volltörender Formeln aufs Glatteis zu bewegen, ja lebbare Auswege aufzuzeigen. So fehlen klare Aussagen zum pastoralen Umgang mit Homosexuellen und mit wiederverheirateten Geschiedenen, die den Kontakt zu ihrer Kirche nicht sakramental abreißen lassen wollen. Schon die vorgeschalteten Umfragen in den Bistümern offenbarten jenen garstig breiten Graben zwischen künstlich trainierter Moralsprache und dem heutigen Lebensstil und Lebensgefühl, der sich in Jahrzehnten zwischen Klerus und Volk aufgetan hat.

Und doch: Papst und Bischöfe sprechen jetzt endlich offener miteinander, Klerus und Laien wollen den Dialog wagen, auch wenn alleine diese Formulierung mittlerweile abgeschmackt erscheint. Waren frühere Synoden häufig geprägt durch das Ablesen optimierter Texte und durch willfähriges

Abnicken, so ist jetzt mehr Zunder in der Debatte. Fraglos dürfte es noch etwas heftiger geistig und geistlich brennen unter den Bischöfen. Doch die sind alle noch in einer spätabsolutistisch strukturierten Kirche groß geworden, die einzig die handverlesenen Karrieren jener gefördert hat, die sich stromlinienförmig-römisch verhielten. Nur langsam wächst eine neue Gesprächskultur, die im Konzil vor 50 Jahren und auf der Würzburger Synode spürbar war, doch in den Folgejahren zwischen Routine, römischem Rollback und devoter Gefolgschaft versumpfte. Auch Benedikt XVI. war zwischen professoraler Gelehrsamkeit und seltsam barockem Prunk nicht zu einer Kurskorrektur in der Lage. Doch jetzt hat sich der Wind endlich gedreht. Es geht Franziskus um Nähe und Seelsorge, um Hirten, die den Geruch ihrer Schafe annehmen, um eine Kirche als Lazarett für die Kranken. Auch unter deutschen Bischöfen haben jetzt etliche einen reformerischen Geist in ihrer zuvor so engen Brust ausgemacht, die vor einigen Jahren noch nicht schnell genug Ja und Amen sagen konnten.

Im nächsten Jahr sind die Bischöfe in größerem Kreis wieder in Rom versammelt. Ob sie dann eine klarere Kannte zeigen? Kein Katholik erwartet, dass

seine Kirche demnächst homosexuelle Partnerschaften der Ehe zwischen Mann und Frau gleichstellt. Niemand fordert, dass sie biblische Befunde und traditionelle Werte über Bord kippt. Niemand plädiert für ethische Beliebigkeit und billige Gnade. Doch man darf mit einigem Recht eine jesuanische Kirche erwarten, die im Konfliktfall pastorale Nähe über Lehrformeln stellt. Es würde schon reichen, wenn die Bischöfe ihren Priestern offiziell jenen pastoralen Spielraum gäben, den sie jetzt schon jenseits römischer Richtlinien im Gemeindealltag nutzen, um seelische Not zu lindern und Lebenshilfe zu geben.

Nach Jahren der Sprachlosigkeit und Entfremdung zwischen Amtskirche und Basis steht allerdings zu befürchten, dass viele Gläubige gar nicht mehr auf die Antworten aus Rom warten. Viele Zeitgenossen leben zudem längst nach der eigenen, autonomen Moral. Man hat sich irgendwie arrangiert zwischen Bibel und Freizeitindustrie, zwischen jesuanischer Herausforderung und bürgerlicher Wellness-Religion, zwischen Kirchenlehre und eigenem Gutdünken. Auch hier tun sich garstige Gräben zwischen Anspruch und Wirklichkeit auf, über die sich kritisch nachzudenken lohnt.

Johannes Loy

Alle früheren Kommentare finden Sie im GKP-Internetauftritt unter: www.gkp.de/mitglieder/kommentare